

Renate E. (81 J.)

3.3.2021

Mein Brief an Potsdam

Dem Aufruf des Potsdam Museums zum Schreiben eines Briefs an Potsdam möchte ich gerne nachkommen. Schließlich bin ich seit meiner Geburt hier zu Hause und fühle mich auch an diesem Ort sehr wohl.

Als ich im Dezember 1939 das Licht der Welt erblickte, hatte der 2. Weltkrieg bereits begonnen. Wir wohnten in unserem eigenen Haus in der Birkenstraße. Wie meine Eltern immer wieder betonten, ist das eine sehr gute Wohngegend. So richtig nachvollziehen konnte ich es als Kind natürlich nicht, aber aus Gesprächen meiner Eltern mit Nachbarn und Freunden sind mir doch Begriffe wie Herr Major, der Baron von..., Freifrau von... , Baroness von...usw. noch in Erinnerung. Unsere Straße hatte Eigentümer mit diesen Namen. Also musste es sich hier angemessen wohnen können.

Das änderte sich sehr schnell nach 1945. Diese Familien zogen weg und in die Wohnungen wurden sowjetische Militäranghörige mit ihren Familien einquartiert. Wir durften im Haus bleiben, wir bekamen den Keller zugeteilt und mussten Hausmeisterarbeiten für die „ Russen“ übernehmen. Ich muss erwähnen, dass mein Vater blind war und deshalb vom Kriegsdienst verschont blieb. Aber dieses Zusammenleben hatte auch Vorteile: von den Rationen Sauerkohl (Kapusta) oder Hering , manchmal sogar Brot wurde uns auch ab und zu was abgegeben. Kartoffelschalensuppe oder ähnliche Ersatzrezepte kannte ich nur vom Hörensagen. Als wir dann nach einigen Jahren wieder in unsere Wohnung durften, musste alles renoviert werden, aber wir waren froh, dass wir ein Zuhause hatten.

Es zogen nun viele Menschen in unsere Straße. Alleinstehenden Müttern mit ihren Kindern wurde Wohnraum vom Wohnungsamt im Stadthaus zugewiesen, meist nur ein einzelnes Zimmer. Die Küchen und Toiletten wurden von mehreren Parteien gemeinsam genutzt. Zum Baden ging man ins Werner-Alfred-Bad. Dort konnte man für 50 Pfennig für eine gewisse Zeit eine Wanne mieten. Für uns Kinder war aber das Schwimmen im Oval des Bades sehr viel attraktiver. Es roch immer mächtig nach Chlor, was unsere Mütter nicht so schön fanden. Im Sommer ging man in die „Milli“ (die Militärbadeanstalt in der Großen Fischerstraße). Gerne fuhren wir auch mit der Fähre von der Holzmarktstraße rüber in den Babelsberger Park. Die dortige Badeanstalt war für unsere Eltern sicherer. So ganz nebenbei konnten wir auch noch auf den Flatowturm steigen. Sehr schön war auch die Badeanstalt am Quapphorn. Sie fiel leider dem Mauerbau 1961 zum Opfer. Im Heiligen See zu baden, fiel keinem von uns ein. Das ergab sich erst, als die Mauer gebaut wurde, die den Jungfernsee in den Sperrbezirk einbezog.

Unsere Straße ist eine Sackgasse, sie besteht aus 9 Häusern. Und was gab es für viele Kinder! Herrlich zum Spielen auf der Straße und in den Gärten. Es wurde getrieselt, gehopst, Ball gespielt, getobt. Es gab nur ein Auto in unserer Straße, was uns Kinder nicht störte. Die meisten Freundinnen waren sogenannte „Schlüsselkinder“, denn die Mütter gingen arbeiten. Wir konnten im Neuen Garten oder auf dem Pfingst- oder Kapellenberg rumstrolchen. Bei schlechtem Wetter hielten wir uns in den „Wohnungen“ der Freundinnen auf. Im Winter rodelten wir bis in die Dunkelheit hinein, die Bahnen auf dem Kapellenberg waren hervorragend.

Dass der Straßenverkehr damals mit dem heutigen nicht annähernd zu vergleichen war, beweist auch noch eine Erinnerung, die ich hier aufschreiben möchte. Im Voltaireweg, da wo heute das Dorint-Hotel steht, gab es damals eine Blindenführhundschole. Auf dem ziemlich großen Gelände wurden Schäferhunde gehalten, die speziell für Blinde ausgebildet werden sollten. Ein Tierpfleger betreute die Tiere, und ein Ausbilder trainierte mit den Hunden. Dazu ging es in der Umgebung durch belebte und weniger laute Straßen. Natürlich wurden die künftigen Besitzer auch zu Probegängen eingeladen. Der Ausbilder ging dann mit beiden sicherheitshalber immer mit. Bevor der Hund zu

seinem künftigen Einsatzort mitgenommen werden konnte, dauerte es viele Wochen. Mein Vater war an der Planung und dann der Übergabe immer beteiligt.

Die Straßenbahn fuhr nur bis zur Alleestraße, später eine Station weiter bis zur Puschkinallee, dann bis zum Kapellenberg (dadurch wurde unsere Rodelbahn etwas eingeschränkt), und heutzutage geht es ja sehr viel weiter in den Norden.

Zur Schule ging ich in die Johann-Sebastian-Bach-Schule in der Jägerstraße. Dort gab es dann auch für uns Kinder Schulspeisung, die wohl auch sehr gesund sein sollte. In Erinnerung ist mir noch die Eifosuppe, von der ich bis heute nicht weiß, was das eigentlich war. Auch einen Schusterjungen (ein Roggenbrötchen) vom Bäcker gegenüber erhielten wir täglich auf Kosten der Schule. Das Brötchen wurde zur Großen Pause von den jeweiligen Klassenlehrern ausgeteilt. Einen Schulgarten hatten wir in dieser Zeit ebenfalls. Er war in einem Jahr auf der Plantage neben der Garnisonkirche, später auf dem Bassinplatz (Gutenbergstraße). Die dort erlernten Gartenarbeiten sind mir bis heute in Erinnerung. So gehen meine Gedanken alle Jahre beim Aussäen von Reseda oder Tagetes z. B. zurück in diese Zeit. Der Geruch dieser Blumen hat sich fest eingepägt.

Etwas ganz Besonderes muss ich noch erzählen: eine Mitschülerin ab der ersten Klasse war Monika. Sie hatte verwandtschaftliche Bindungen an das Haus in der Straße der Jugend (heute wieder Kurfürstenstraße) 23. Dort waren zwei freischaffende Damen tätig. Die eine unterhielt eine Massagepraxis, die andere gab Flötenunterricht. Beide fühlten sich unserer Schulklasse besonders verbunden. So konnten wir in der dortigen kleinen Turnhalle wunderbar mit Medizinbällen turnen, wir machten Keulengymnastik, wir turnten an der Sprossenwand, im Sommer wurden wir im Garten mit dem Wasserschlauch bespritzt (Kneippsche Methode). Und nicht nur das: es gab Feste wie Fasching, Sommer-, Weihnachtsfeiern. Da wir zum größten Teil auch Flötenunterricht genießen konnten, wurden die Feiern gleich mit kleinen Konzerten verbunden. Es war eine unbeschwerte Zeit, keiner, der sie erlebte, wird das wohl vergessen. Sogar unsere Eltern wurden oft dazu eingeladen, was uns natürlich den Ansporn gab, unser Bestes zu geben. Die wunderschönen Erlebnisse in diesem Haus wird wohl keiner von uns vergessen haben, sie haben sich teilweise auch auf unser späteres Leben ausgewirkt.

Zum Einkaufen in diesen Jahren nach 1945 gab es in unserem Kiez mehrere kleine Lebensmittelläden. Man hatte die Wahl zwischen Ewald, Klintz, Thomas, Ulrich, Voigt, Meilicke. Gleich zwei Bäckerläden und ein Obst- und Gemüsegeschäft gab es, auch ein Fleischer war gleich in der Nähe. Und wer erinnert sich nicht gerne an den kleinen Krämerladen von Herrn Kirste und seiner Mutter. Hier bekam man vom Schlüpfergummi, der Zeitung, dem Schulheft, den Knöpfen alles, was man so benötigte. Man kannte sich und konnte beim Einkauf gleich wieder das Neueste aus der Einwohnerschaft hören. Die Ladenbesitzer wechselten nicht so oft wie heute. Der Einkauf in den ersten Nachkriegsjahren waren jedoch viel umständlicher als wir es heute kennen; die Lebensmittel wurden rationiert und Bezugskarten ausgegeben. Der Verkäufer musste nicht nur Geld kassieren, sondern auch die kleinen Markenabschnitte abschneiden und abends nach Feierabend wieder aufkleben zur monatlichen Abrechnung bei der Abteilung Handel und Versorgung im Stadthaus. Das wurde 1958 dann abgeschafft, die HO hielt Einzug. Dort brauchte man zum Einkauf keine Marken, die Ware war dementsprechend sehr teuer. Ich erinnere mich noch an das Geschenk eines Schweineohrs, welches 18 Mark gekostet hatte. Mein Vater hatte in Potsdam den Blindenverband aufgebaut. Als Dankeschön für mich, die ich notgedrungen viel als „Blindenführhund“ tätig war, wurde mir ein solches mal vom Rat des Bezirks spendiert. Die Zuteilung beschränkte sich nicht nur auf Lebensmittel. Auch Kohlen und Kartoffeln wurden zugeteilt.

Mein Vater war Straßenobmann, wir holten die Karten für die ganze Straße monatlich im Stadthaus ab. Dort fand ich mich in den einzelnen Fluren sehr gut zurecht. Danach wurden sie in der Straße verteilt und jeder Familie mit Unterschrift übergeben. Ein kleines Pläuschchen war grundsätzlich bei diesen Besuchen auch dabei.

Ich kam auf die Humboldt-Oberschule, welche im ersten Jahr noch in der Lindenstraße war und dann in die Heinrich-Mann-Allee umzog. Dorthin fuhren wir fast alle mit dem Fahrrad. Da der Verkehr auf den Straßen damals mit dem heutigen nicht mehr zu vergleichen ist, fuhren wir grundsätzlich zu mehreren nebeneinander.

Nach dem Abitur blieb ich auch in Potsdam. Ich besuchte die Fachschule für Wirtschaftsleiter (im Volksmund „Klopsakademie“ genannt) in der Berliner - , Ecke Rubensstraße. In der Jetzt-Zeit (Corona) erinnerte ich mich, dass unser Schulgebäude im Jahr 1960 kurzzeitig zu einem Ersatzkrankenhaus umfunktioniert wurde. Es grassierte eine Ruhrpandemie, das Wort „Pandemie“ war für uns damals neu, heute kennt es jeder. Wir durften auch in einem Jahr die Friedensfahrer beköstigen, die eine Etappenpause in Potsdam (im Kreml) eingelegt hatten. Da haben uns viele beneidet, dass wir mit Täve und den anderen Radfahrern so reichlich Kontakt haben konnten.

Es kam der 13. August 1961. Ich war mit meinem Vater am 12., einem Sonnabend, in Spandau zu Besuch bei Verwandten. Wir haben uns später mehrmals gefragt, warum wir just an diesem Wochenende noch am Sonnabendabend zurückgefahren sind, obwohl wir sonst meistens bis zum Sonntag geblieben sind. Gegen 23 Uhr waren wir wieder zu Hause, wir hatten in Griebnitzsee, der Grenzkontrolle, nichts bemerkt. Erst morgens im Radio wurde dann die Nachricht verbreitet, von der wir glaubten, dass es nur für einige Wochen sein würde. Es kam ja anders, wie wir heute wissen. Ich bin aber froh, dass wir auf diese Art und Weise gar nicht erst in Versuchung kamen, vielleicht dort im Westen zu bleiben. Ich hänge an meiner Heimatstadt, habe ich doch durch meinen Vater viel aus der Geschichte erfahren. Da meine Mutter früh gestorben ist, war er natürlich viel auf mich als Begleitung angewiesen. Er hatte viele Kontakte und kannte Potsdams Straßen in- und auswendig. Dabei konnten wir uns sehr viel und eingehend unterhalten. Er kannte viele Menschen, schon durch seine Arbeit im Blindenverband.

Die Jahre vergingen, mein Mann war aus Kremmen nach Potsdam gekommen, um hier eine Lehre zu beginnen. So kam es, dass zuerst er, dann noch mehr Familienangehörige Potsdam als künftigen Wohnort wählten. Keiner hat es bisher bereut. Das Leben in der Birkenstraße war noch immer harmonisch. Natürlich waren die Wohnungen der Familien schon viel geräumiger als in den Nachkriegsjahren. Trotzdem hielt man zusammen und teilte oft Freud und Leid miteinander. Geändert hat sich dies leider erst nach 1990, einige Häuser bekamen nach der Einheit Deutschlands neue Besitzer, die Mieten wurden erhöht. So kam es, dass langgehegte Freundschaften auf eine harte Probe gestellt wurden. Die Umzugswagen standen ziemlich oft in unserer Straße. Aus täglichem Miteinander wurden nun nur noch Besuche zu besonderen Anlässen. Die Neuzugezogenen gewöhnen sich nicht an das vertraute Nachbarschaftliche, man grüßt sich sehr selten. Auch ist man nicht mehr so bodenständig wie früher. Hat man sich an ein neues Gesicht gewöhnt, so steht schon bald ein neuer Name an dem jeweiligen Briefkasten.

Durch meine vielen Jahrzehnte, die ich in Potsdam nun lebe, bin ich selbstverständlich so richtig bodenständig geworden. Was gibt es schöneres, als beim Einkaufen, beim Sport, in Veranstaltungen immer wieder bekannte Gesichter zu treffen und einen kleinen Gedankenaustausch zu halten? Viele meiner Klassenkameraden aus der Schulzeit leben auch noch hier, aus Potsdam zieht man nicht ohne triftigen Grund weg. Potsdam ist natürlich nach der Wende noch sehr viel attraktiver geworden, das beweisen schon die vielen Menschen, die unsere Einwohnerzahl in die Höhe klettern lassen. Aber uns Alten darf man ruhig auch zuhören, wenn die alten Geschichten erzählt werden. Es waren unsere besten Jahre, die wir trotz mancher Knappheiten in unserer Heimatstadt genossen haben. Wir freuen uns über die Errungenschaften der Neuzeit, wir sind glücklich, dass es nun wieder über die Glienicker Brücke gehen kann, dass der Jungfernsee wieder zu erreichen ist, dass aus vielen Gebäuden vom hässlichen Entlein wahre Prachtbauten geworden sind. In unser Nauener Vorstadt ist das ehemalige KGB-Städtchen wieder zu Potsdam gehörend. Wir hier sind umgeben von Sehenswürdigkeiten: dem

Neuen Garten, Der Russischen Kolonie, dem Kapellen- und Pfingstberg. Wir können Dampferfahrten nicht nur nach Ferch (wie in DDR-Zeiten), sondern auch nach Berlin unternehmen, wir können verreisen und immer wieder gerne zurückkehren in unser geliebtes Potsdam.

Hört sich der letzte Satz auch etwas schnulzig an, so möchte ich doch eine kleine Anekdote erzählen, die meine Liebe zu Potsdam hinreichend beweist:

Ich durfte zu einem runden Geburtstag meines Onkels in Spandau für zwei Tage dorthin „ausreisen“. Das war mein erster Besuch in West-Berlin nach dem Mauerbau. Meine Verwandten fragten mich, ob ich denn einen Wunsch hätte, wohin man mit mir per Auto fahren könne. Ich wünschte mir die Glienicker Brücke und alles Drumherum (Nikolskoe, Pfaueninsel). Als wir dann dort standen und ich „mein Potsdam“ auf der anderen Seite sah, musste ich den Verwandten genau erklären, was dort drüben zu sehen war. Ich war in meinem Element und kam ins Schwärmen. Und da passierte es mir, dass ich solch ein Heimweh nach Potsdam hatte, dass ich gerne Flügel bekommen hätte, um sofort wieder an der anderen Seite zu stehen, obwohl ich doch zu den Privilegierten gehörte, die glücklich sein sollten, für ganze zwei Tage die Genehmigung für Westberlin erhalten zu haben. Am liebsten wäre ich gleich noch an diesem Tag wieder zurückgefahren.

Ich wünsche all meinen Familienmitgliedern und allen, die Potsdam bewusst als Wohnort gewählt haben, dass sie gerne hier leben und bodenständig bleiben können. Ich rate allen, sich mit der Geschichte unserer Stadt vertraut zu machen, sich um den Erhalt der wunderbaren Umgebung zu kümmern, damit Potsdam seine Einmaligkeit behält.